Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 51 (1995)
Heft: 4

Artikel: Sprachpflege nach heutigem Verständnis
Autor: Villiger, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421681

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

51. Jahrgang 1995
Heft 4 (August)

Herausgegeben vom
Schweizerischen Verein für die
deutsche Sprache (SVDS)
Luzern

Sprach spiegel

Sprachpflege nach heutigem Verständnis

Von Dr. Hermann Villiger

Der Autor, Ehrenpräsident des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache, ist den Lesern des «Sprachspiegels» wohlbekannt. Er hat sich unter anderem mit seinen Schriften «Schreibe richtig, schreibe gut» und «Gutes Deutsch» (beide Verlag Huber, Frauenfeld) einen Namen gemacht. Hier beschäftigt er sich – wie schon früher – mit der sehr wichtigen und auch heiklen Frage, was unter dem Begriff «Sprachpflege» sinnvollerweise verstanden werden sollte. Wir freuen uns, diesen klärenden und richtungweisenden Beitrag hier veröffentlichen zu können.
Die Schriftleitung

Ist es überhaupt sinnvoll, in bezug auf Sprache von Pflege zu sprechen? Die Frage ist nur zu berechtigt, denn unter Sprachwissenschaftlern gehört es schon lange zum guten Ton, über den Ausdruck «Sprachpflege» zu witzeln, und die in den sechziger Jahren gegründete «Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege» des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim benannte sich später in «Kommission für Sprachentwicklung» um. Pflege ist jedoch – möchte ich sagen – ein königlicher Begriff, wenn man ihn zum Beispiel so versteht, wie er aus Adalbert Stifters Werken herausgelesen werden kann: als Bestreben des Menschen, allem, was es gibt, dem Mitmenschen, den Tieren und Pflanzen, aber auch den Gütern der Kultur zur größtmöglichen Entfaltung der in ihnen liegenden Möglichkeiten zu verhelfen. Da die Sprache ja wohl das Kulturgut schlechthin ist, dürfte es uns auch in besonderem Maße daran gelegen sein, sie zu pflegen.

Wer aber pflegt denn die Sprache? Die Antwort versteht sich eigentlich von selbst: Jeder, der sich im Sinne Stifters um sie bemüht, der Sprachforscher so gut wie der Schulmeister, vor allem aber jene erfreulich große Schar von Laien – Liebhabern und Freunden der Sprache –, denen die Sprache ein wertvolles Gut bedeutet und denen es nicht gleichgültig ist, wie man mit ihr umspringt. Sie melden sich in den «Sprachecken» und «Sprachspalten» unserer Zeitungen und Zeitschriften zum Wort.

Nicht immer erfreulich ist jedoch, von welchen Vorstellungen sich der Sprachfreund leiten läßt, wenn er die heutige Sprache aufs Korn nimmt.

Für ihn gelten nämlich die folgenden Leitgedanken häufig als unumstößliche Axiome:

1. Die Sprache ist nicht jenes vielgestaltige, wandelbare, widersprüchliche und inkonsequente Etwas, das wir zur täglichen Verständigung verwenden, sondern die in Grammatiken und Wörterbüchern festgelegte Norm.

2. Das einzige wirklich «gute» Deutsch ist die Literatursprache, die von Lessing, Goethe und Schiller begründet und vom Bürgertum des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – eben! – gepflegt wurde.

3. Dieses Bildungsdeutsch ist ein Vermächtnis, das – wie ein Baudenkmal – vor dem Zerfall und der Verschandelung geschützt werden muß. Jede Veränderung der Sprache, jede Neuerung kommt einer Verschlechterung gleich, seien es nun neue Wörter, veränderte Deklinations- und Konjugationsformen oder ungewohnte Satzbilder.

Mit den Worten aus einem Vortrag von Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt, in Mannheim zusammengefaßt: «Sprachliche Veränderungen werden in der Regel mit Unbehagen registriert, und man sieht in der derzeitigen Sprachentwicklung vor allem negative Tendenzen.»
Was läßt sich also zur Verbesserung, d.h. vor allem zur Versachlichung der von Laien geübten Sprachpflege tun?
Erstens gilt es, auf die zur Abdeckung der heutigen kommunikativen Bedürfnisse unentbehrliche und daher höchst erfreuliche *Vielfalt der* – wie man sich heute ausdrückt – mündlichen und schriftlichen *«Textsorten»* hinzuweisen. Nur diese Vielfalt wird dem starken Gefälle der Stilebenen gerecht, das die so verschiedenartigen Sprechergruppen der modernen Gesellschaft kennzeichnet.
Unermüdlich gilt es ferner, sich dafür zu verwenden, daß die Sprachpfleger die Begriffspaare «richtig/falsch» und – vor allem! – «gut/schlecht» so oft wie möglich durch «angemessen/nicht angemessen» ersetzen. Wer nicht schon in der Volksschule lernt, in welcher Situation er sagen muß bzw. sagen kann oder darf «mich hungert» / «ich habe Hunger» / «ich hab' Kohldampf» und in welcher kommunikativen Situation jemand «genesen», «wieder hergestellt» oder «wieder auf dem Damm» ist, wird es auch als Berufsmann und Berufsfrau nicht mehr lernen.
Nicht das individuelle «Sprachgefühl» des literarisch noch so gebildeten Sprachbetrachters hat den Maßstab für zeitgemäße Sprachpflege zu liefern, sondern einzig die sorgfältige Sammlung und Interpretation eines Quellenmaterials, das die ganze Vielfalt der mündlichen und schriftlichen Textsorten der Gegenwartssprache ausschöpft.
Dieses Quellenmaterial zeigt unter anderem, daß sich die Sprachebene, die der Durchschnittssprecher als «normal» empfindet und mit deren Verwendung er keinen Anstoß erregt, daß also dieser «degré zéro», wie

der Larousse es nennt, sich von der Literatursprache und der Sprache des Bildungsbürgertums weg zur gesprochenen – und eben bei vielen Gelegenheiten heute auch geschriebenen! – *Umgangssprache* hin verschoben hat.

Die wichtigste Aufklärungsarbeit schließlich besteht aber gewiß darin, den Sprachbenützer – und natürlich ganz besonders den Sprachkritiker – in immer neuen Anläufen zu einer *positiven Einstellung zum Sprachwandel* zu bekehren. Zu diesem Zweck gilt es vorerst, alles Emotionelle zugunsten nüchterner Sachlichkeit zu dämpfen, indem man feststellt: Fast jede sprachliche Neuerung wird vorerst spontan als «Fehler» empfunden, als Verstoß gegen das Gewohnte, wird aber durch ihren Gebrauch mit der Zeit gerechtfertigt. Beherzigen wir also, was Jakob Grimm schon vor 150 Jahren in seinem Aufsatz «Über das Pedantische in der deutschen Sprache» schrieb: «Alle grammatischen Ausnahmen scheinen mir ... Vorboten neuer Regeln. Die pedantische Ansicht der Grammatik aber lehnt sich auf wider die Keime der künftigen Entfaltung, die sie in ihrer seichten Gewohnheit stören.»

Am wirksamsten läßt sich die Offenheit gegenüber sprachlichen Neuerungen dadurch fördern, daß man die *Freude am Kreativen weckt,* wo immer es im Sprachgebrauch zutage tritt. Sprachpflege muß ja nicht immer Sprachkritik sein. Sie kann, ja sie muß ihre Aufgabe auch darin sehen, auf erfreuliche Seiten des heutigen Sprachgebrauchs hinzuweisen, z. B. auf die Kreativität der Sprache der Werbung. Wer von Kleists virtuosem Spiel mit der Vieldeutigkeit der Wörter im «Zerbrochenen Krug» entzückt ist, sollte doch auch an den Spielchen der Werbesprache seine Freude haben können. Nicht weniger kreativ ist auch die Sprache von sogenannten Randgruppen der Gesellschaft, die ihre Slogans sprayen, wo immer eine Wand sich anbietet: «Lieber instandbesetzen als kaputtbesitzen.»

In diesem Zusammenhang erhebt sich auch die gewichtige Frage: Gibt es fundierte Untersuchungen zur Frage, ob und in welchem Ausmaß die bekanntlich sehr große sprachliche Kreativität des Kindes durch allzu pedantischen muttersprachlichen Unterricht, besonders durch die herkömmliche Aufsatzschulung, beeinträchtigt werden kann? Was Kreativität im Kindesalter im besten Fall bedeutet, zeigt beispielsweise die folgende kleine Begebenheit: An der Straßenbahnhaltestelle fragt ein etwa Sechsjähriger den Vater: «Häsch du s Billett scho zingt?»

Eine ganz neue Quelle sprachlicher Kreativität ist durch die Mobilität der heutigen Gesellschaft erschlossen worden: In deutschen, österreichischen und schweizerischen Städten gibt es seit Jahren Volksschulklassen, in denen die Kinder von Gastarbeitern und Flüchtlingen die Mehrheit bilden. Es gibt Pädagogen, die darin eine Gefährdung und Behinderung des muttersprachlichen Unterrichts für die Kinder der eingesessenen Bevölkerung sehen. Sie ist es aber nur dann, wenn der

Deutschunterricht zu früh und zu ausschließlich regelorientiert erteilt wird. Man kann daher gar nicht dankbar genug sein, daß eine Wiener Volksschullehrerin ein Büchlein herausgegeben hat, das anhand zum Teil großartiger Beispiele zeigt, welche geradezu poetischen Qualitäten das – ach so «fehlerhafte!» – «gebrochene» Deutsch von Ausländerkindern haben kann: Helga Glantschnig, *Blume ist Kind von Wiese* oder Deutsch ist meine Zunge. Lexikon der Falschheiten. Luchterhand-Literaturverlag, Hamburg 1993.
Alles in allem: Wer der Sprache wirklich einen Dienst erweisen will, der entwickle eine Sprachpflege, die erstens normenkritisch statt normativ ist, zweitens auf die Textsortenvielfalt statt auf die überlieferte Literatursprache bezogen ist, drittens innovationsfreudig statt restaurativ und konservativ ist und sich viertens auf den wirklichen Sprachgebrauch statt auf festgeschriebene Regeln abstützt.
So wird verhindert, daß man sich bei der Lektüre von Sprachglossen zur Frage veranlaßt fühlt, ob denn ein Sprachpfleger so etwas wie der Konservator eines Museums oder ein Spracharchäologe sei.
Halten wir es mit jenem schweizerischen Mundartdichter, der in der Sendung «Schnabelweid» von Radio DRS vom Dezember 1992 auf die Frage, ob er also Mundartpflege betreibe, die Antwort gab, er pflege seine Sprache nicht, sondern er gebrauche sie.

Heimat, ein politisch vernachlässigter Begriff

Von Peter Grimm

Gefühlsmäßige Antworten liegen nahe, aber eine Definition zu finden ist nicht unproblematisch. Zu viele Vorstellungen verbinden sich mit diesem Begriff, selbst für Menschen, die zur selben Zeit in derselben Gegend zur Welt gekommen sind. Heimat ist nicht einfach gleichzusetzen mit Geburtsort oder Herkunftsland. Heimat ist dort, wo man sich zugehörig fühlt, wo man gegrüßt wird, wo man als Zugehöriger angenommen wird, wo man Wurzeln geschlagen hat oder Wurzeln schlagen möchte. Heimat ist das Vertraute, das einen gefühlsmäßig umgibt. Als Gegenpol braucht sie die Fremde. Erst vor dem Hintergrund der Fremde gewinnt Heimat Kontur. Gehe aus und kehre wieder heim. Die deutsche Romantik hat den Heimatbegriff idealisiert. Nirgends plätschern die südländischen Marmorbrunnen verführerischer als in den Gedichten und Erzählungen Eichendorffs, und nirgends rauschen die heimischen Wälder tiefer. Aber von der Idealisierung zur Ideologisierung ist oft nur ein Schritt.
Das Wechselspiel von Nähe und Ferne erlahmt. Heimat büßt ihre Weltoffenheit ein, aus Heimatliebe wird Lokalpatriotismus und Schlimmeres.